

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Ein höllisches Jahr

Fortsetzung von Seite V1

» die Zustimmung bei mehr als 100 Prozent. 97 Prozent sollen es offiziellen Angaben zufolge am Ende gewesen sein, die für den Anschluss an Russland stimmten. Das sind sowjetische Verhältnisse, zumal es die Möglichkeit, für einen Beibehalt des Status quo zu stimmen, gar nicht gab. Allerdings: dass eine Mehrheit den Beitritt zu Russland ehrlich wünscht, das gilt als sicher.

Dass die Krim nun russisch ist, sehen neben Moskau auch Armenien, Bolivien, Kuba, Nicaragua, Nordkorea, Simbabwe, Sudan, Syrien, Venezuela und Weißrussland so – und für eine kurze Zeit der Fußballweltverband Fifa. Der zeigt bei der Präsentation des Logos zur WM 2018 eine stilisierte Landkarte des Gastgeberlandes Russland mit der Krim als Teil der Föderation. Inzwischen hat sich die Fifa dafür entschuldigt. Europa, Amerika und große Teile der übrigen Welt erkennen die Annexion der Halbinsel nicht an. Russland und der Westen entfernen sich im Sauseschritt voneinander.

Die Diplomatie im Hintertreffen

Schon seit den kalten Wintertagen empfindet Wladimir Putin die Ukraine-Politik des Westens zunehmend als Bedrohung. Putins Ziel einer Eurasischen Union würde ohne die Ukraine in weite Ferne rücken. Erst verdeckt, dann immer offener unterstützt Russland die Rebellen auf der Krim und im Osten der Ukraine. Mit Waffen, Material und Soldaten. Internationale Verhandlungsrunden in Genf und Minsk ändern daran ebenso wenig wie Sanktionen der westlichen Welt gegenüber Moskau. Die Verlautbarungen aus dem Kreml klingen immer verbissener, die Töne aus Brüssel und Washington immer kühler.

Der Übergang der Krim an Russland verlief ohne großes Blutvergießen. Vielleicht hatten das die Demonstranten im Sinn, die noch vor dem Krim-Referendum im ostukrainischen Donezk auf die Straße gingen, um auch dort für eine entsprechende Abstimmung zu werben. Es sollte anders kommen, wieder einmal. Bei den Kämpfen in der Ostukraine haben bis heute mehr als 4300 Menschen ihr Leben verloren, eine Million sind auf der Flucht.

Anfangs, als die Uniformierten ohne Hoheitsabzeichen im Osten der Ukraine auftauchten, da schienen sie dem Volk willkommen. Das Misstrauen gegen die Übergangsregierung in Kiew war gewaltig, die Wahl von Petro Poroschenko zum Präsidenten im Mai hat nichts daran geändert. Junge Mädchen, Rentner und Familienväter posierten mit den kalaschnikow-beschwerten Uniformträgern vor der Kamera. Dass die sogenannten Selbstverteidigungskräfte nicht aus dem Nachbarort stammten, sondern von der anderen Seite der Grenze zu Russland, war vielen Ukrainern am Ort egal, der Regierung in Kiew nicht. Tatenlos wollte die dem Zerfall ihres Staatsgebietes nicht zusehen. Sie ließ Soldaten in den Osten marschieren. Der heiße Sommer brachte gesprengte Brücken, besetzte Verwaltungsgebäude und täglich Meldungen, deren Wahrheitsgehalt nur selten überprüft werden konnte. 19 tote Soldaten hier, sagen die einen, 500 tote Separatisten dort, sagen die anderen.

Die Welt steht unter Schock

Schlimm genug, aber auch dieses Grauen war noch steigerbar. Am 17. Juli steigen 298 Personen in ein Flugzeug. Sie wollen von Amsterdam nach Malaysia. Über Donezk wird die Maschine abgeschossen – vermutlich aus Versehen, vermutlich von prorussischen Separatisten. Bewiesen ist das nicht, kein einziger der Insassen überlebt. Sie können bis heute nicht einmal alle zweifelsfrei identifiziert werden.

Die Welt steht unter Schock, ein heilsamer Schock für die Beteiligten ist das nicht. Waffenstillstände werden geschlossen und gebrochen. In Donezk und in Lugansk, in Schachtjorsk und Mariupol wird weiter geschossen, geblutet und gestorben. Volksrepubliken nennen sich die zerschossenen, zerbombten, zerstörten Gegenden nun. Des Volkes Wunsch ist Friede. Ob die Regierungen in Kiew und Moskau bereit sind, den zu erfüllen, ist ungewiss. Das von Michail Gorbatschow nach dem friedlichen Wandel im Herbst 1989 ausgerufenen „gemeinsame Haus Europa“ versinkt im Nachbarschaftsstreit. Seit 25 Jahren waren die Beziehungen zwischen Ost und West nicht mehr so frostig. Und niemand weiß, ob nicht alles noch schlimmer wird.



Roswitha Quadflieg hat eine schwere Zeit hinter sich. Doch nun kann sie wieder lachen.

Foto: Verlag

„Warum fällt das Weggehen so schwer?“

Begegnung mit Roswitha Quadflieg

Porträt Familie ist ein zentrales Thema der Schriftstellerin Roswitha Quadflieg. Jetzt hat sie unter dem Titel „Neun Monate“ ein beeindruckendes Buch über das Sterben ihrer Mutter vorgelegt. Von Suse Weidenbach

Von der Grundstimmung her sei sie Melancholikerin, sagt Roswitha Quadflieg und lacht. Tatsächlich ist es erstaunlich, dass diese zugewandte, freundliche und gar nicht pessimistisch wirkende Frau oft so traurige, bittere Texte schreibt. Besonders wenn es um ihr zentrales Thema der familiären Beziehungen geht, schildert die Tochter des genialen Schauspielers und Rezitators Will Quadflieg das Gegenteil einer heilen Welt. Ihr neuestes Buch allerdings über das Sterben ihrer Mutter Benita Quadflieg-von Vegesack ist trotz des Themas keineswegs tröstlos. Es zeigt, dass die verstörende Zeit mit den „verrückten“ Alten eine neue Nähe zwischen den Generationen bringen kann.

„Diese zarten Augenblicke, so fern, so nah. Ich möchte sie in meine Arme schließen, sie beschützen. Wovor? Vor etwas mir Unbekanntem? Ich bin hier gar nicht gefragt, alles, was hier geschieht, liegt außerhalb meiner Macht.“ Roswitha Quadflieg sitzt am Bett ihrer schlafenden 93-jährigen Mutter in einem Pflegeheim am Hamburger Stadtrand und versucht einzuordnen, was nicht einzuordnen ist. Vier Monate zuvor war die Mutter urplötzlich von Panikattacken und Verfolgungswahn heimgesucht worden. Die Frau, die kurz vorher noch am Computer korrespondierte, war durch Ängste und Alpträume total außer sich. Zunächst unfassbar für die Angehörigen terrorisiert die sonst so selbstbeherrschte Aristokratin das Pflegepersonal, spuckt um sich, reißt blöde Witze und hütet eine Pup-

pe. Ihre Notizen unterschreibt sie mit „Frau Anders“. Dann wieder gibt es Tage, in denen sie von ihren Defiziten spricht und klare Anweisungen gibt für ihre Todesanzeige oder für die Ansprache des Pfarrers am Sarg: „Am 21. 11. 1917 geboren . . . den Rest können Sie googeln“, schlägt sie vor.

In reduzierter, klarer und dichter Sprache schildert Quadflieg die titelgebenden neun Monate vor dem Tod: die Hilflosigkeit im Wechselbad der Gefühle und die Kämpfe der Mutter, die ihr oft wie ein „bockiges Kind“ vorkommt, die gleichzeitig wegwill und gierig nach Dasein ist. „Du hast mich gebeten, Sorge zu tragen, für dich zu entscheiden, wenn du eines Tages dazu nicht mehr in der Lage sein solltest. Aber ich kann es nicht, weil alles Rätsel ist, und alles, was ich tue, wahrscheinlich falsch ist.“

Im Gegensatz zum Vater sei ihr die Mutter bei ihrem Tod „sehr nahe“ gewesen, sagt Roswitha Quadflieg in ihrer loftigen Dachmansion in Berlin-Mitte. Die Mietwohnung mit zwei großen Tischen im Innern und auf dem Balkon bietet einen idyllischen Blick ins Grüne mit Charité-Hochhaus im Hintergrund – so viel Realität muss sein. 1949 geboren, war sie das jüngste von fünf Kindern aus der 23-jährigen Ehe ihrer Eltern, die 1963 auf Antrag der Mutter geschieden wurde. Schon bei ihrer Konfirmation war der berühmte Vater nicht mehr präsent. In mehreren Büchern hat sie nur mäßig verfremdet familiäre Bezüge hergestellt. Ihr Bruder Christian Quadflieg ist wie der Vater Schauspieler („Der Landarzt“).

Der Tod ihres jüngsten Bruders, der mit 33 Jahren bei einem Radunfall verunglückte, brachte die Buchkünstlerin Roswitha Quadflieg zum Schreiben. 30 Jahre lang hatte die Grafikerin in ihrer weltweit bekannten Hamburger Raamin-Presse Texte etwa von Goethe, Hölderlin, Kafka, Strindberg oder Beckett in bibliophile Kostbarkeiten von limitierter Auflage verwandelt. Sie gestaltete auch Michael Endes „Unendliche Geschichte“ für den Stuttgarter Thienemann Verlag. Schon als Kind, erzählt die ehemalige Waldorfschülerin, habe sie immer gemalt, Theater gespielt und gesungen. Weil sie den Verlust

„SUPERGLÜCKLICH“ IN BERLIN

Multitalent 1949 in Zürich geboren, wo ihr Vater Will am Schauspielhaus engagiert war, wächst Roswitha Quadflieg in Hamburg auf und studiert dort Grafikdesign. 1973 gründet sie den Kunstbuchverlag Raamin-Presse. 2003 verkauft sie ihre Werkstatt an das Hamburger Kunstgewerbemuseum und schreibt fortan Bücher, Hörspiele und Theaterstücke. 2006 bis 2012 pendelt sie zwischen Hamburg und Freiburg, wo sie einen literarischen Salon unterhält. Seit 2012 lebt sie „superglücklich“ in Berlin. sw

Buch Roswitha Quadflieg: Neun Monate. Über das Sterben meiner Mutter. Aufbau Verlag, Berlin. 160 Seiten, 17,95 Euro. sw

des nur ein Jahr älteren Bruders nicht grafisch ausdrücken konnte, begann sie zu schreiben. „Ich denke genauer, wenn ich schreibe“. Durch Samuel Beckett, dessen Hamburger Tagebuch sie kommentiert herausgebracht hat, habe sie gelernt zu schweigen und zu reduzieren. „Ich reduziere, ordne, reduziere.“ Familie, Ehe und Tod sind wiederkehrende Themen in ihren schmalen, aber dichten Büchern, in Hörspielen und Theaterstücken. „Die Einsamkeit des Menschen, seine Brüche und Abstriche“ interessieren sie.

Die Mutter, mit der sie jahrelang Wand an Wand in einem Doppelhaus wohnte, habe ihre Texte „ganz toll kommentiert“ und sei ihr „nie auf die Pelle gerückt“, sagt die 65-jährige Autorin. Aus schwedisch-baltischem Hochadel stammend, hatte die Schwedin mit 17 Jahren auf Capri den drei Jahre älteren Will Quadflieg kennengelernt. 1940 heirateten der Schauspieler und die Medizinstudentin. „Sie trug ihm nichts nach. Nicht seine ständigen ‚Seitensprünge‘, nicht seine zweite Ehe“, notiert die Tochter, als sie im Pflegeheim einen Zettel mit dem Kosennamen findet, den der Vater seiner ersten Frau gegeben hatte. Ihre Lebensaufgabe fand die Mutter in der anthroposophischen Heilpädagogik für „ungewöhnliche“ Kinder, wie sie behinderte Pflegekinder nannte. In ihren klaren Phasen sorgte sich die engagierte Frau bis zu ihrem Tod um das von ihr gegründete Hamburger Institut für beeinträchtigte Klein- und Kitakinder.

„Warum fällt das Weggehen so schwer“, fragt sich die Tochter, die damals zwischen Freiburg und Hamburg pendelt, ein ums andere Mal am Sterbebett der Mutter. Als Benita Quadflieg-von Vegesack neun Monate nach der ersten Angststap-

„Sie trug ihm nichts nach. Nicht seine ständigen ‚Seitensprünge‘, nicht seine zweite Ehe.“

Roswitha Quadflieg über Mutter und Vater

kommt es der Tochter so vor, als sei die Mutter mit dem Tod schwanger gegangen. „Jedenfalls findet eine Entwicklung statt, ein Werden in all dem Vergehen, an dessen Ende der Tod Erlösung sein wird – und Neubeginn. Für alle.“ Ein Jahr nach dem Tod der Mutter macht Roswitha Quadflieg ihren Neubeginn. Nach einer schweren Viruserkrankung und der schwierigen Trennung vom Partner verlässt sie Freiburg, löst ihre Hamburger Wohnung auf und zieht nach Berlin. Dort trifft sie schon bald ihren neuen Lebensgefährten, einen ebenfalls zugezogenen Stuttgarter Orthopäden, der einst als Student DDR-Flüchtlinge nach Westberlin brachte und heute die Melancholikerin wieder zum Lachen bringt.

Her damit!

Happy End Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist: Für Filme gilt das allerdings nur bedingt. Von Christoph Weymann

Ja, in der Jugend, da ist man doch tatsächlich auch mal nachts vor dem Fernseher versumpft. Damals kamen gehäuft französische Filme, die garantiert kein „happy ending“ hatten: die Geschichte war plötzlich vorbei, als die eine Hälfte der Hauptdarsteller tot und die andere todunglücklich war. Inzwischen sind wir solche Kurz-Schlüsse überhaupt nicht mehr gewöhnt, verweichlicht vom Konsum von vieler Hollywood-Produkte oder verdorben vom Anschauen deutscher Fernsehfilm-Komödien, stets in der Hoffnung auf eine der seltenen gelungenen Varianten. Doch in letzter Zeit kommt immer öfter die dunkle Erinnerung an die abrupten Filmschlüsse wieder hoch. Da schaut man ein Familie vergnügt eine DVD, bis plötzlich, bei einer besonders langen Einstellung, einer den schrecklichen Verdacht äußert und gleich das ganze Sofa stöhnt: „Das wird doch jetzt wohl nicht . . .“ – und während man noch hofft und bangt, zack, läuft er auch schon: der Abspann, während wir uns mental noch mitten im Film wähnten.

Man soll ja – außer in Beziehungen – aufhören, wenn es am schönsten ist, und wir müssen endlich lernen, dass auch Komödien nicht immer gut ausgehen. Nur manchmal wirken solche Werke etwas unrund, wenn der Film zu 99 Prozent dem typischen, netten Kinovergnügen entspricht, bevor sich der Regisseur unvermittelt zu einer modernen Wendung entschloss. War der Etat aufgebraucht? Wenn das Ende als verfrüht empfunden wird, liegt das sicher auch an falschen Erwartungen, weil die Beschreibungen auf der Hülle wohl traditionell von Leuten geschrieben werden, die nur die ersten oder letzten fünf Minuten gesehen haben. Aber hinter den Kurzer-Prozess-Filmschlüssen steckt vor allem etwas ganz anderes, und das ist wirklich spannend! Es ist unglaublich: Man soll einfach . . .

Wird schon, passt schon



Kinderkram

Entwicklung Wenn Kinder zu Jugendlichen werden, scheint die Zeit zu rasen. Von Martin Gerstner

Die Zeit flitzt und wirbelt und lässt am Wegesrand rampolieren und zerkratzt zurück, was eben noch fest und leuchtend stand. Draußen tropft der Regen aus dem Novemberhimmel, drinnen ist es ruhig geworden. Das Orchester der Kindheit, die Klangmalereien aus Gesang, Tränen, glucksendem Vergnügen, Trotz und Stille, werden leiser. Die Haptik der Spielzeugwelt hat sich ins Digitale verabschiedet. Wo eben noch die behüteten Kinder der Vor- und Grundschulwelt selbstvergessenen Spielzeugautos, Dinosaurier oder Legotechnik gemäß einer geheimnisvollen Dramaturgie arrangierten, blitzt jetzt das Handy mit den neuesten Tracks aus der Bravo-Kompilation, verbreiten sich die digitalen Boten der Whats-App-Generation.

Die Heranwachsenden machen es sich und den Eltern nicht leicht. Ihr skeptisch-interessierter Blick auf die Gewissheiten der Großen hat den milden Schleier der Kindheit durchdrungen. Und dabei – so denken die Eltern – liegt doch die Phase der durchwachten Nächte, der absoluten Fürsorge, des Herumwanderns durch die Regale mit Windeln, Breien und anderen Erzeugnissen einer zwar kinderarmen, aber kinderfixierten Gesellschaft gar nicht lange zurück.

Es hilft nichts: Wenn Kinder älter werden, verlieren die Märchen- und Illusions-Arrangements im brausenden Getöse der Trends, Moden und technischen Neuerungen an Strahlkraft. Die Epochen der Kindheit, eine Abfolge aus Hoffnung und Enttäuschung, Erkenntnis, Verdrängung und Eroberung, werden kürzer und dramatischer. Reste

der Häutungen werden von den Eltern aufgesammelt und als treuherziges Arrangement aus Bildern, aufgezeichneten Stimmen, Zeichnungen und Basteleien archiviert.

Die unvermeidbare Floskel „Weißt du noch?“ hat Konjunktur. Mit großen Augen berührt man vertraute Gegenstände der Kindheit, die ihre Aufgabe erfüllt haben. Wohin damit? Spenden? Aufbewahren? Was war wichtig? Was peinlich? Rasch wird klar, dass sich ein Leben nicht auf zwei, drei gedächtnisverstopfende Begebenheiten reduzieren lässt, sondern aus tausend Gesten, Ereignissen, Nebensächlichkeiten besteht. Also: erst mal in den Keller, dann sieht man weiter. Auch die Erziehungsratgeber, die sich in ermüdender Finesse mit den Ess-, Schlaf- und anderen Gewohnheiten der Kleinkinder befassen und den Eltern ein unbehagliches Gefühl der Nicht-Perfektion vermitteln – sie stehen noch im Regal. Längst hat man wieder begonnen, was Richtiges zu lesen.

Zurück bleiben Fragen: Hat man alles richtig gemacht? Hätte man manchmal anders reagieren. . . besser aufpassen . . . gelassener sein sollen? Gedankenketten durchwirbeln die Köpfe der Eltern. Sie verheddern sich in der Vergangenheit, während die Kinder mutig losmarschieren – genauso, wie man es sich gewünscht hat. Aber: muss das jetzt schon sein? Muss die verspielte Weltentricktheit so schnell von der bissigen Realität verdrängt werden?

Doch die Zeit rast weiter. Draußen fällt der Novemberregen, vielleicht bald der Schnee. Aber irgendwann wird's auch wieder wärmer. Wie es ist, ist es gut. Passt schon.